

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 5 (1889)

Heft: 25

Artikel: Ueber das frühere Kunstgewerbe in der Schweiz

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-578195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sind nicht kaltefecht und auch in solchem Falle für Del nicht zu empfehlen. Dagegen gibt Ultramarinblau mit Zinkweiß eine schöne, haltbare Farbe. Will man dieses Blau dunkler haben, so lasire man 1 oder 2mal mit reinem Ultramarinblau. Man erhält auf diese Weise einen feinen Ton und auch gute Haltbarkeit. (Schluß folgt.)

Ueber das frühere Kunstgewerbe in der Schweiz.

Gerade jetzt, da man in der Schweiz beginnt, sich ernstlich um die Erzeugnisse der einheimischen Kunst zu bekümmern, und in allen Kantonen mehr oder weniger eingesehen hat, daß Ausgaben für künstlerische Arbeiten keine „unpraktischen“ sind, sondern einen reellen Vortheil gewähren, dürfte es gestattet sein, an einzelnen Gegenständen des Kunstgewerbes zu zeigen, was vormalig geleistet wurde. Das Ausland hat derartige Produkte früher schon zu schätzen gewußt, als das Inland. Paris und Berlin besaßen gar schöne Sachen schweizerischen Kunstfleißes. Mag es den Schweizer gleich schmerzlich berühren, wenn er heimische Erzeugnisse in fremdem Lande trifft, so darf er sich wenigstens freuen, wenn er sieht, mit welcher Sorgfalt dieselben behandelt werden. Am Ende ist es noch tröstlicher, schöne schweizerische Möbel im Ausland und besonders in einem so selten gut eingerichteten Museum wie das königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin zu Jedermanns Belehrung öffentlich ausgestellt zu sehen, als dieselben im Inlande im Hause eines Privatmannes geborgen zu wissen, wo Niemand zugelassen wird. Diesen Möbeln nun wollen wir heute eine kurze Beschreibung widmen, denn gerade solche tägliche Gebrauchsgegenstände sind es, die am lauteften von dem Kunstsinne unserer Vorfahren Zeugniß ablegen. Nicht gerade häufig ist es Einem vergönnt, sich in völlig intact gebliebenen Wohnräumen aus vergangenen Jahrhunderten zu bewegen. Das Zimmer aus dem Schloß Haldenstein bei Chur vom Jahre 1548 verschafft uns jedoch diesen Genuß. Zugleich aber muß es Jedem, der sich noch unter dem Siedepunkt der nachgerade zur Modekrankheit gewordenen Alterthumsliebhaberei befindet, in diesem Raume deutlich werden, wie thöricht das Zurückschrauben in vergangene Tage ist. So prächtig ein derartiges ganz von fein geschnittenem Holz belegtes Gemach auch sein mag, so wenig können wir uns darin wohl fühlen, da wir an viel mehr Luft und Licht in jeder Beziehung gewöhnt sind. Doch — treten wir ein.

Eine prächtige, mit einem gebrochenen Giebel gekrönte Thür vermittelt den Eingang in ein etwa 10 Fuß hohes Gemach. Der untere Theil der Wände ist durch zu drei Viertheilen hervortretende Säulen in Felber gegliedert, welche mit schablonirter weißblauer Leinwand bespannt sind. Der obere, kaum ein Meter hohe Theil der Wand ist mit Intarsien bedeckt, welche Partien aus dem Schloß Haldenstein, aus der Stadt Chur und aus der Umgebung darstellen. Je eine Stufe führt zu den beiden durch eine Spiegelwand getrennten, nischenartigen Fenstern, an deren Seiten links und rechts ein bequemer Sessel zum „Zug in's Land“ einladet. Auch ein Klappstisch mit vielen kleinen kunstreich verzierten Schubladen spricht von behaglichen Plauderstündchen. Drinnen im Gemach steht ein achteckiger Tisch von breiten niedrigen Stühlen umstanden, ein Buffetschrank mit dickbauchigen blauen und braunen Kannen bedeckt, blinkt von der gegenüberliegenden Wand. Ein grüner Kachelofen, der mit Reliefs, welche die Erdtheile symbolisiren und mit den Figuren einiger Heiligen verziert ist, athmet ebenfalls gemüthliches Dasein, das ein messingener Kronleuchter noch verstärkt, der von der in Kasseten eingetheilten schweren Holzdecke herabhängt.

Was ist nun aber der Umstand, der solche Zimmer den modernen Menschen so traulich, ja begehrenswerth erscheinen läßt? Einerseits unleugbar der stille Friede, der hier ruht und so erquickend sich auf die Seele des nervösen, stürmisch voranschreitenden Sohnes des 19. Jahrhunderts senkt — wenn es ja auch nur Schein ist, das mit dem „Frieden“. Es gibt aber auch ein „Andererseits“, und dies ist eine im Grunde wenig erfreuliche Empfindung, es ist Neid, Neid, daß wir uns im Durchschnitt mit so viel schlechteren Möbeln begnügen müssen, sowohl in Bezug auf die Durcharbeitung des Materials wie in stilistischer Hinsicht. Betrachten wir einmal unsere modernen Schränke, um ein besonders auffälliges Beispiel herauszugreifen. Was wir „Schränke“ nennen, sind in Wirklichkeit „Kästen“, d. h. ungegliederte Bauten, die drei Wände und zwei Thüren haben. In der Periode der spätern Gothik treffen wir zwar auch das einfache Rahmenwerk, das aber dann vorzüglich durchgearbeitet ist und jedes Glied bei aller Anspruchslosigkeit zur vollen Geltung kommen läßt. Man weiß und empfindet es nach, daß der Tischler sich bewußt war, wie ein jedes Theilchen an seinem Werk von Bedeutung sei. — So sind z. B. die Thüren durch kräftige Eisenbänder und Schlösser betont — heute kann man manchmal versucht sein, einen Schrank von der Seite oder gar von hinten öffnen zu wollen. In der Renaissance-Zeit wuchs der Sinn für architektonische Gestaltung der Schränke. Und dies war richtig; denn ein Schrank birgt unzweifelhaft gute architektonische Motive. Man gliederte die „Kästen“, die Schränke, die Buffets wie die Häuser, zuerst im Hochrenaissance-Styl in übergeordneten Stagen und dann unter Einfluß von Palladio mit durchgehenden Säulen, auf denen ein trönendes kräftiges Gesims aufliegt. Das letztere System ist wohl das richtigste, weil es hier leichter ist, den ruhigen architektonischen Charakter zu wahren. Erleichtert und geschnitten wurden die Flächen besonders durch Intarsien. Mehr wie bei Schränken geschah dies noch bei den Truhen, von denen in Berlin eine schöne Arbeit von 1551 sich befindet. Dies Einlegen mit verschiedenfarbigen Hölzern, wobei die schönsten Landschaften, Architekturen, Personendarstellungen zu Stande kamen, wurde, wie bekannt, am vollkommensten in Italien seit dem 14. Jahrhundert geübt. Doch auch in der Schweiz ward dieser Zweig des Kunstgewerbes bald heimisch und gern gepflegt. Ueberhaupt war im Beginn des 14. Jahrhunderts eine hochentwickelte Holzschneidkunst in der Schweiz zu Hause. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur in das Berner Münster zu gehen — gleich hervorragende Schnitzereien wird man so bald nicht finden. — Wohin ist das nun Alles gekommen? Die Brienzler Schnitzerschule wird den Wagen allein nicht wieder zurechtfahren. Dazu bedarf es zweierlei; einmal sollte eine verständig angelegte Sammlung gut stylisirter und mit Rücksicht auf das Material durchgearbeiteter Vorbilder vorhanden sein, und dann müßten die Privaten das Opfer bringen, im Anfang mit weniger gut ausgefallenen Stücken vorlieb zu nehmen, statt wie bisher, ihre Ankäufe in Paris zu machen. Man redet stets soviel von Patriotismus; wie wäre es, wenn man denselben einmal praktisch bethätigte? So etwas muß aber von Privaten ausgehen und kann vom Staate höchstens unterstützt werden. Daß die Schweiz auch heute noch gute oder wenigstens eigenartige und tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete des Kunstgewerbes hervorzubringen vermag, das beweisen die Thonfabriken bei Thun. Hier ist durch staatliche Intervention Erfreuliches geleistet worden; sollte nicht freiwillige Thätigkeit auf andern Gebieten des Kunstfleißes Ähnliches erreichen? Nun möge man sich bei solch' edlem Wettbewerbe vor eiferfüchtigem, kleinlichem Vorgehen hüten. Nicht das Uebertreffenwollen Anderer, sondern der feste Entschluß, selbst

Lüchriges und Gutes zu leisten, ist es, was am sichersten zum Ziele führt. Die Ausbildung des jedem Volke eigenthümlichen Kunstvermögens und die freundige, neidlose Ausübung desselben, das sollte zum Wohle und zur geistigen Bereicherung Aller das Loosungswort für die Erneuerung und Wiederbelebung des Kunstgewerbes unserer Tage sein. Solch' fröhlichem und selbstlosem Streben aber wird gewiß auch entsprechendes Gedeihen zu Theil werden.

(Werner Tagblatt).

Doty's Petroleum-Gas-Lampe.

(Eidg. Patent Nr. 612.)

Wir brachten neulich einen Artikel über das Welllicht, das für Nachtarbeiten auf Baupläzen, Arbeiten in Tunneln, Beleuchtung von Schlittschuhbahnen zc. vorzügliche Dienste leistet. Nun wird uns mitgetheilt, diese Beleuchtungsart wurzle im Prinzip auf der Doty-Lampe, welche noch verschiedene Vorzüge vor dem Welllicht habe. Im Interesse der Sache geben wir auch dieser Einsendung gerne Raum. Sie lautet:

Die stets zunehmende Anwendung des elektrischen Lichtes hat die Techniker veranlaßt, der bisher etwas vernachlässigten Gas- und Petroleumbeleuchtung mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Ununterbrochen wird gegenwärtig daran gearbeitet, gerade die letztere zu verbessern, um der Herrschaft des elektrischen Lichtes das Feld so lange als möglich streitig zu machen.

Die Gasbeleuchtung wird über kurz oder lang von der elektrischen Beleuchtung verdrängt werden, denn wo jene existirt, sind auch die Mittel und Wege zur Einführung für diese zu finden.

Nicht ganz gleich verhält es sich mit der Petroleumbeleuchtung, denn diese hat den unbefreitbaren Vortheil, überall und in den kleinsten Verhältnissen angewendet werden zu können, wo weder an Gas noch an elektrisches Licht je zu denken ist. Wir sind fest überzeugt, daß der Anwendung des Petroleum, sei es zur Erzeugung von Licht, oder zur Erzeugung von Wärme, noch eine große Zukunft beschieden ist.

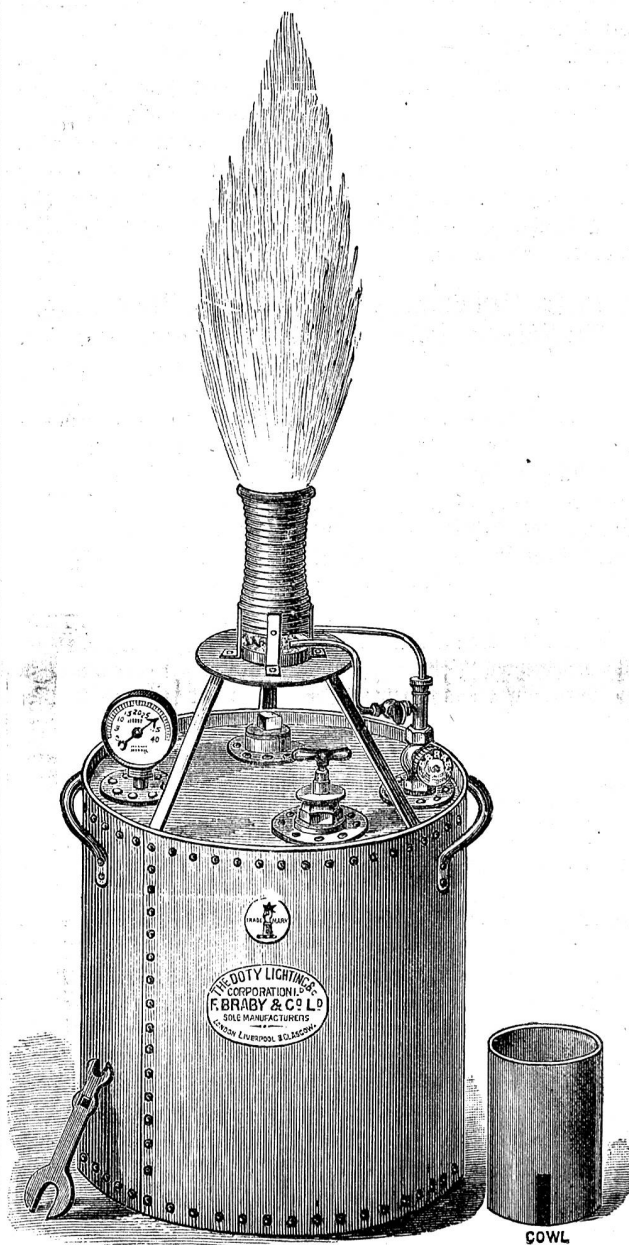
Hierzu ist nun in jüngster Zeit ein entscheidender Schritt vorwärts gethan worden durch die „ohne Docht“ oder irgend ein Zwischenmittel bewirkte Verbrennung. Das zur Verbrennung notwendige Petroleum wird durch einen Metallkörper hindurchgeleitet, der eine so hohe Temperatur besitzt, daß es in demselben verdampft und die ausströmenden Dämpfe direkt angezündet werden können.

Auf diesem Prinzip beruht die patentirte Doty-Lampe, von der wir hier eine Abbildung geben und deren Betrieb für die Schweiz von der Firma Emil Bastaby in Basel übernommen worden ist.

Die Doty-Lampe besteht aus einem schmiedeeisernen, genieteten Gefäße (Ölbehälter) von ca. 53 cm Höhe, 46 cm Durchmesser und 77 Liter Inhalt. Dieses Gefäß wird zu ca. $\frac{3}{4}$ mit Petroleum gefüllt und hierauf nachdem die Deckungen verschlossen sind, mittelst der auf dem Deckel angebrachten Luftpumpe Luft hineingepumpt, bis der Manometer 10 Atmosphären Druck anzeigt.

Durch Öffnen des Hilfs- und Haupthahmens füllt man nun den unter dem Röhrengewinde befindlichen Teller ungefähr zur Hälfte mit Öl und schließt den Hahnen wieder. Das Petroleum im Teller, in den man etwas Asbest oder altes Tauwerk legt, wird angezündet und hiedurch das Röhrengewinde erhitzt. Nach ca. 4 Minuten ist dasselbe auf eine der Verdampfungswärme des Petroleum entsprechende Temperatur gebracht. Daraufhin öffnet man den Haupthahnen; die unter Druck befindliche Luft treibt das Petroleum in das Röhrengewinde, woselbst es verdampft bezw.

in Gasform übergeht. Beim Austritt entzündet die vom Teller herkommende Flamme das Petrolgas, das nun als weiße, ca. 3 Fuß große Fackel stetig fortbrennt. Durch ihre eigene Wärme erhält sie die Temperatur des Röhrengewindes auf der Höhe und die gepreßte Luft treibt stets neues Petroleum in dasselbe hinein. Wenn der Luftdruck bis auf etwa 5 Atmosphären gesunken ist, so wird dieser durch einige Stöße der Luftpumpe wieder auf die ursprüngliche Höhe (10



Doty-Lampe.

Atmosphären) gebracht, was ungefähr alle 2 Stunden zu geschehen hat.

Will man die Lampe löschen, so hat man nur den Haupthahnen zu schließen und den Luftdruck durch Losschrauben des Stüpfels aufzuheben. Der Deckel des Petrolbehälters soll rein und trocken (frei von Petroleum) gehalten werden und das Mundloch des Brenners (Röhrengewinde) ist jedes Mal vor dem Gebrauche mit einer Nadel zu reinigen. Der kleine Mantel (Cowl) dient als Hülle über das Röhrengewinde bei kaltem Wetter, damit dieses sich nicht zu sehr abkühlt.